

STEFAN KELLER

Schabowskis Zettel

Roman



SPANNUNG

GMEINER



hob den Deckel vom Topf. Er merkte, dass er Hunger hatte.

»Jetzt hast du Wochenende«, rief sie vom Sessel aus.

»Leider nicht, wir sind für morgen abkommandiert worden«, rief er aus der Küche hinaus.

»Wieso das?« Seine Mutter klang enttäuscht. Sie liebte die gemeinsamen Samstage mit ihm, auch wenn sie fast nie mehr machten, als ein Spiel zu spielen und etwas Musik zu hören, oder vielleicht einen kurzen Spaziergang unternahmen, wenn das Wetter und die Gesundheit seiner Mutter es zuließen.

»Es gibt wieder eine Demonstration. Wir sollen das Gebäude des Zentralkomitees schützen.«

Er stand jetzt in der Tür. Seine Mutter sah ihn besorgt an. Er hatte mit ihr nie über seine Erlebnisse in Leipzig gesprochen, schließlich wollte er sie nicht unnötig aufregen. Aber natürlich gingen ihm die Bilder aus Sachsen wieder durch den Kopf, seitdem er heute Mittag den Einsatzbefehl für den morgigen Tag bekommen hatte. Die Wasserwerfer, die Schlagstöcke, die auf die wehrlosen Menschen niedersausten, die Steine, die ihnen entgegenflogen, die junge Frau mit dem Kind ... Was würde ihnen morgen drohen?

»Das gefällt mir nicht«, sagte seine Mutter, ließ aber offen, was genau sie damit meinte, die Demonstration oder seine Abwesenheit am Samstag. »Iss etwas«, wechselte sie das Thema. Sie stand auf und kam zu ihm herüber in die Küche, wo sie sich an ihrem Esstisch niederließ, der der Küchenzeile gegenüber an der Wand stand. Nachdenklich strich sie die rot-weiß karierte Tischdecke glatt.

»Das sieht hervorragend aus«, rief er, in der Hoffnung, sie auf andere Gedanken bringen zu können. Sie oder vielleicht auch sich selbst. Im zweiten Topf schwammen winzige Kartoffeln in einer inzwischen trübe gewordenen Brühe.

»Es sieht furchtbar aus. Aber es schmeckt!«

»Hast du etwas gegessen?«

»Ein paar Kartoffeln.«

»Kein Fleisch?«

»Junge, du weißt doch, dass ich das Fleisch nicht vertrage.«

Juri nahm sich einen Teller aus dem Küchenschrank über dem Ofen und legte das Stück Fleisch darauf. »Willst du wirklich keine Scheibe?«

»Nein, lass!«

Er nahm die Kartoffeln vom Herd, legte sie auf den Teller und goss die Brühe aus dem Fleischtopf darüber. Dann setzte er sich zu seiner Mutter und blickte durch das Küchenfenster in das Treppenhaus auf der anderen Seite des Hofes. Eine kleine Topfpflanze stand dort im Fenster. Sie sah vertrocknet aus. Er überlegte, ob er hinübergehen und sie gießen sollte. Oder sollte er jemandem aus dem Nachbarhaus

Bescheid geben? Seine Mutter plagte ein weiterer Hustenanfall. Bereits vor sechs Monaten hatte Juri einen Antrag auf eine bessere Wohnung in einer Plattenbausiedlung in Marzahn gestellt. Den Versuch, vielleicht sogar eine eigene Wohnung für sich zu beantragen, hatte er erst gar nicht gewagt. Nicht nur, weil er seine Mutter mit ihrem Husten nicht allein lassen wollte. Es wäre aussichtslos gewesen. Er war alleinstehend, ohne Familie, konnte eine Wohnung in Berlin vorweisen. Danach war er noch zweimal bei der Wohnungsverwaltung vorstellig geworden, das zweite Mal sogar in Uniform. Aber die zuständige Sachbearbeiterin, eine bebrillte Brünette etwa Mitte 30, hatte ihn vertröstet. Er hatte auf den Gesundheitszustand seiner Mutter hingewiesen, sogar ein Schreiben vom Arzt vorgelegt, der die Vorrangigkeit ihres Anliegens unterstrich. Ohne Erfolg. Stattdessen hatte die Brünette ihn über ihre Brillengläser angeschaut. »Auch wenn Sie hier in Uniform erscheinen, haben wir keine Wohnung für Sie frei, Genosse.«

Er hatte sich ertappt gefühlt und war mit roten Wangen aus dem Zimmer gestürmt. Früher hätte er mit der Uniform vielleicht tatsächlich eine Vorzugsbehandlung erhalten, aber die Zeiten hatten sich geändert. Eigentlich war das ja auch richtig so, aber dass er mit seiner kranken Mutter in einer feuchten Wohnung leben musste, empörte Juri dennoch.

Seine Mutter beruhigte sich wieder. »Ich habe eben im Treppenhaus unsere neue Nachbarin getroffen«, erzählte er so beiläufig, wie es ging. »Hast du sie schon kennengelernt?«

Zionskirche, Berlin

Gut fünf Minuten lief Nadja von ihrer neuen Wohnung bis zum Gemeindehaus der Zionskirche. Der fast 70 Meter hohe Kirchturm aus grau verfärbten Ziegeln ragte direkt vor ihr auf. Anders als viele andere Straßenzüge der Hauptstadt war die Gegend um die Kirche voller Leben. Zahlreiche Unterstützer liefen in Richtung Kirche oder zum Gemeindehaus. Vereinzelt beobachteten Männer, allein oder in kleinen Gruppen, die Passanten, Mitarbeiter der Staatssicherheit, die sich kaum Mühe gaben, ihre Anwesenheit zu verschleiern. Es ging ihnen längst nicht mehr darum, Informationen zu sammeln, herauszufinden, wer sich in der Opposition engagierte. Dafür waren sie mittlerweile zu viele geworden, die sich bei den Mahnwachen oder in den Oppositionsgruppen trafen. Nicht einmal die Stasi konnte sie alle überwachen. Sie wollten nur noch abschrecken. So langsam müsste ihnen auffallen, dass ihnen das nicht mehr gelang, dachte Nadja. Tag für Tag engagierten sich mehr Menschen für Reformen. Sie selbst beachtete die Männer von der Staatssicherheit schon lange nicht mehr. Im Sommer, kurz nachdem die Chinesen die Studenten auf dem Platz des Himmlischen Friedens mit Panzern überrollt hatten, hatte sie noch gefürchtet, dass so etwas auch in Berlin geschehen würde.

Bevor sie den erhöhten Platz mit der Kirche erreichte, bog sie ab. Das Gemeindehaus war in einem alten Gebäude in der Griebenowstraße untergebracht. In den Kellern befand sich die einzige freie Druckerei der DDR, die Umwelt-Bibliothek. Zahlreiche Gruppen der Opposition nutzten sie, um ihre Flugblätter oder Zeitschriften zu drucken.

In einem Nebenraum versammelte sich ihre kleine Redaktion um einen alten Tapeziertisch, der in der Mitte stand. Vor den weißen, grob verputzten Wänden standen einfache Holzregale, in denen sich Bücher, Zeitschriften und Kartons mit Flugblättern stapelten. Im Grunde war das hier eher ein Lager-, als ein Besprechungsraum, aber es bot ihnen alles, was sie brauchten. An der Wand neben der Luke zur Straße hin, durch die bei Tage etwas Licht drang, hatte jemand ein Transparent aufgehängt. »Gegen Geist und Praxis der Abgrenzung«, las Nadja. Neben dem Schriftzug prangte ein Friedenssymbol. Das Transparent stammte von Andreas, ihrem Chefredakteur. Nadja erschien der Text immer etwas zu verkopft. Andreas eben. Der Gründer der Zeitung »Die Brücke«, an deren dritter Ausgabe sie alle fieberhaft arbeiteten, lehnte am Tisch und debattierte mit Rene. Irgendwer

hatte die Stühle aus dem Raum geholt. Wahrscheinlich wurden sie anderweitig dringender gebraucht. Der Fotograf, der ihr beim Umzug geholfen hatte, lächelte ihr zu und winkte, als sie den Raum betrat. Heiko und Renes Frau Gerda saßen in einer Ecke auf dem Boden. Zwischen ihnen lagen Papiere, die sie sorgfältig studierten. Gerda deutete mit einem Stift auf eine Zeichnung. Neben ihnen hatte ein weiterer Mann Platz genommen, den Nadja nicht kannte. Er war etwa in ihrem Alter, trug die langen Haare zu einem Zopf zusammengebunden, schaute ebenfalls auf die Zettel, wirkte jedoch, als wüsste er nicht so recht, was er dazu sagen sollte. Das eine Bein hatte er angewinkelt, seine Jeans offenbarte ein kleines Loch unterhalb des Knies. Nadja ging zu ihm hinüber und reichte ihm die Hand. »Hallo, ich bin Nadja. Du bist neu bei uns?«

Er schaute zu ihr hoch und erhob sich. Zu ihrer Überraschung war er ein gutes Stück kleiner als sie. »Jochen«, stellte er sich vor, zeigte ein freundliches Lächeln. »Ja, das bin ich. Andreas hat mich eingeladen. Ich bin sein Vetter. Bist du schon lange dabei?«

»Seit zwei Monaten erst, vorher war ich in verschiedenen anderen Gruppen aktiv. Aber ich wollte schreiben. So bin ich hier gelandet.«

»Hast du schon eine Wohnung?«

Er lachte und schüttelte den Kopf. Sie mochte sein Lachen. »Nein, ich wohne bei Freunden.«

»Nadja ist unsere Starjournalistin«, rief Rene hinüber. »Niemand recherchiert hartnäckiger! Kaum zu glauben, dass die Stasi sie noch nicht abgeworben hat.« Er zwinkerte Nadja zu, der es die Sprache verschlagen hatte.

»Das war nicht besonders witzig«, wies Jochen Rene zurecht.

Der hob nur eine Augenbraue. »Ach ja?«

»Ja. Man beschuldigt niemanden ungerechtfertigt, ein Spitzel zu sein. Nicht einmal zum Spaß.« Er wandte sich an Nadja. »Auch wenn ich dir selbstverständlich all meine Geheimnisse verraten würde.«

»Das würdest du in der Tat«, erwiderte sie so knapp wie selbstbewusst.

Er lächelte, es wirkte verunsichert.

Andreas ging zu Jochen hinüber und legte ihm den Arm um die Schulter. »Mein Vetter Jochen ist neu bei uns. Er kommt aus Dresden, hat da in der Kirche mitgearbeitet.«

»Aus Dresden?«, fragte Rene. Er kam herüber zu ihnen, reichte Jochen die Hand. »Seit wann bist du hier?«

»Seit Anfang des Monats erst«, erklärte Jochen und schüttelte Renes Hand. »Frisch zugezogen.« Er lächelte. Nadja bemerkte, dass an seinem linken Schneidezahn eine große Ecke abgebrochen war.

»Was ist mit deinem Zahn passiert?«, fragte sie neugierig.

Jochen wurde ein wenig rot. »Du hast es gesehen?«

Wie könnte ich das nicht sehen?, dachte Nadja. Aber Rene antwortete schneller. »Nadja sieht alles«, lobte er. Er hielt Jochens Hand weiter fest.

Die Röte breitete sich aus. »Das war am Dresdener Bahnhof.«

»Bei der Erstürmung?« Anfang Oktober war es rund um den Dresdener Hauptbahnhof zu Ausschreitungen gekommen. Die DDR-Führung hatte die Züge, die die Flüchtlinge aus der Prager Botschaft der DDR in den Westen bringen sollten, unbedingt über Dresden lenken müssen. Als sich das herumsprach, versuchten Tausende das Bahnhofsgebäude zu stürmen. Es war das erste Mal, dass Heiko etwas sagte.

»Ein Volkspolizist hat mir seinen Knüppel direkt ins Gesicht geschlagen.«

Nadja fühlte Empörung in sich aufsteigen. Empörung und Angst. Vielleicht nahm sie die Stasimänner vor der Kirche zu sehr auf die leichte Schulter? Wer wusste, was alles passieren konnte.

»Sollen wir nicht mal anfangen?«, mischte sich Gerda ein. »Ich will den Kleinen nicht so lange bei seiner Oma lassen.«

Alle gruppierten sich um den Tapeziertisch. Rene drängte sich zwischen sie und Gerda. Nadja rückte ein Stück beiseite, nahm damit Andreas den Platz weg.

»Was haben wir?«, fragte der zur Eröffnung, ein lieb gewordenes Ritual, mit der er jedes ihrer Treffen begann.

»Vielleicht kann dein Cousin ein bisschen mehr über sich erzählen?«, schlug Rene vor und sah Jochen an, der sich ihnen gegenüber aufgestellt hatte.

»Ich bin nicht so der große Redner, schon gar nicht, wenn es um mich geht«, gestand der, die Hände in den Hosentaschen vergraben wie ein Siebtklässler. Nadja begann ihn zu mögen, vielleicht weil Rene ihn so offenkundig nicht leiden konnte.

Die nächsten zwei Stunden debattierten sie Beiträge, Fotos und Nadja stellte ihren Artikel für das nächste Heft noch einmal vor. Andreas äußerte Skepsis. »Vielleicht gehen wir damit einen Schritt zu weit?«

»Nein!«, entgegnete Nadja. Sie würde sich ihre Arbeit nicht kaputt machen lassen. »Das denke ich nicht. Das Thema ist aktuell und muss angesprochen werden.«

»Stimmen wir doch ab«, schlug Jochen vor.

Da sich alle auf Nadjas Seite schlugen, gab Andreas klein bei. In der Nacht um zwei würde ihre dritte Ausgabe in Druck gehen.

»Was steht als Nächstes an?«, fragte Jochen, der sich gut in die Gruppe einfügte.

»Ich denke, wir sind morgen alle bei der ›Demonstration für unsere verfassungsmäßigen Rechte‹. Treffpunkt ist das ADN-Gebäude. Um zehn Uhr geht's los. Es könnten sich noch Leute für den Ordnungsdienst melden.«

»Ich würde gerne ein paar Stimmen sammeln«, schlug Nadja vor, »mit Leuten reden, hören, warum sie dabei sind.«